Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 42 (1968)

Artikel: Johann Kaspar Riesbeck
Autor: Tschopp, Charles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-558935

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Kaspar Riesbeck

«In den ersten Tagen des Monats Februar 1786 starb in dem, zum Kanton Bern gehörigen, Städtchen Arau in der Schweitz, Herr Kaspar Risbeck, Verfasser der ‹Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland›.» So beginnt das im Todesjahr veröffentlichte «Biographische Denkmal», das ein Freund, J. J. Pezzl, geschrieben hat (man findet die beiden Formen «Riesbeck» und «Risbeck». In den Ratsmanualen von Aarau liest man «Riesbek» und «Risbek»).

«Kaspar Risbeck ward in der zwischen Frankfurt und Maynz gelegenen Kur-Maynzischen Stadt Höchst geboren» (1754). Der Ort ist etwa 16 km vom Kern Frankfurts entfernt; seit 1928 ist er allerdings in dieser Stadt aufgegangen. Zu Riesbecks Zeiten war Höchst durch das Höchster Porzellan weltberühmt.

Riesbeck erinnerte sich wohl, wie er als Fünfjähriger, nebst vielen andern Leuten, von den Dächern von Höchst der Schlacht zusah, die am 13. April 1759 zwischen den Franzosen und den mit den Preussen verbündeten Hannoveranern bei dem Dorfe Bergen nahe bei Frankfurt geschlagen wurde. Er hörte die Kanonade, sah die düstern Rauchwolken in der Ferne aufsteigen. Alle halben Stunden sprengte ein Kurier durch Höchst, um dem Kurfürsten von Mainz den Verlauf der Schlacht zu melden ... Es war dies im Siebenjährigen Kriege, als Herzog Ferdinand von Braunschweig eine Niederlage gegen die Franzosen unter dem Herzog von Broglie erlitt.

Riesbeck besass einen fähigen Kopf und ein lebhaftes Temperament. Er studierte in Mainz. In den Ferien wanderte er bis Strassburg und bis Rotterdam, wobei ihm seine Hitzigkeit mancherlei unangenehme Abenteuer zuzog. Seine Eltern starben früh, und er lebte von seinem Erbgut.

Im Jahre 1775 nahm Riesbeck während des Karnevals an einem Ball in Mainz teil. «Der Domherr***, welcher ein ebenso

grosser Meister und Dilettante in der Kunst der Inokulation der Liebe seyn mag wie sein vom launischen Thümmel besungener Kollege, gab zu einer Scene Anlass, in der Risbecks Temperamenthitze und Eifersucht bis zur derben Tätlichkeit gegen den Domherrn ausbrach. Dieser Auftritt brachte Risbecken in eine unangenehme Lage, und zwang ihn, Maynz zu verlassen.» Moritz August von Thümmel (1738–1817) schrieb «Inokulation der Liebe» und das zwischen Überschwang und derber Zote sich bewegende Hauptwerk «Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich». «Launisch»: Lessing schlug vor, «Laune» als Übersetzung für englisches «humour» zu gebrauchen.

Riesbeck ging nach Nürnberg, Regensburg und schliesslich nach Wien, wo er zeitweise Theater spielte, aber wahrscheinlich keine feste Stelle annahm. «Denn es hieng ihm noch aus der Genieepoche an, jeder Lebensart, mit welcher einiger Zwang und Mechanismus in der Arbeit verbunden war, soviel wie möglich auszuweichen.»

Von Wien wanderte er nach Prag, von Prag nach Linz. Im Dezember 1777 kam er nach Salzburg, wo es ihm sehr gefiel und wo er besonders wohlfeil leben konnte. «Bisher hatte Risbeck meist von seinem väterlichen Gut gelebt. Nun erhielt er von seiner Schwester die Nachricht, dass es damit alle wäre und er mit dem nächsten Postwagen die letzte Summe empfangen würde. Also musste er auf eigenen Erwerb denken und wählte dazu das mühsame und undankbare Geschäft eines Schriftstellers.»

Er schrieb den zweiten, dritten und vierten Band eines schon mit einem Band begonnenen, höchst kritischen und übrigens anonymen Werkes «Briefe über das Mönchswesen, von einem katholischen Pfarrer an seinen Freund». (Schon hier erkennt man, dass der Autor das Versteckenspiel in der literarischen Produktion liebte.)

Das Buch wurde von der Firma Orell, Gessner, Füssli und Kompagnie in Zürich verlegt. Das gab Riesbeck Gelegenheit, mit jenen Buchhändlern in Verbindung zu treten. Damals, 1780,

hatten sie eben eine neue Zeitung gegründet, die Zürcher Zeitung, für welche, auf Goethes Fürsprache hin, Riesbeck als Redaktor gewählt wurde. Doch wie es in seiner Biographie heisst: «Er war mit frohen Aussichten in die Schweitz gegangen; aber er wurde bald unzufrieden . . . Die ganze Lebensart der Schweitzer behagte ihm nicht, und konnte ihm nach seinem in Deutschland gewohnten Leben nicht behagen.»

Es war damals bekannt, «dass seit einiger Zeit die Reisen nach der Schweitz sehr Mode geworden. Da haben denn manche dieses Land so gewaltig erhoben, dass man es für ein halbes Paradies hielt. Allerdings hat die Schweitz für einen Liebhaber von schönen, erhabenen, romantisch wilden, majestätisch grausen Naturscenen, von malerischen Aussichten, und andern natürlichen Seltenheiten sehr viel Merkwürdiges (= Bemerkenswertes); und einen Sommer über darin herum zu reisen, hat für jeden gefühlvollen Beobachter unendliche Reitze. Junge Engländer, die auf ihrem ersten Ausflug sind, in deren Körper noch alles gärt und kocht, finden hohe Wonne darinnen, mit den Gemsenjägern auf den Alpenspitzen herumzuklettern; tagelang die ungeheuren Eisfelder zu durchlaufen und die erstorbene Natur in jenen öden Weltenden zu bewundern; oder an betäubenden Wasserfällen zu liegen; und in den nackten Bauernhütten die primitive Menschengleichheit zu studieren . . .

Anfangs zwar amüsierte ihn selbst der unendliche und frappante Abstand der schweitzerischen Lebensart, gegen die deutsche, besonders in grossen Städten, wo Risbeck ständig gelebt hatte. Aber bald hatte es die natürliche und unausbleibliche Folge, ihn auf das Äusserste zu ennuiren. Diess wird umso begreiflicher, wenn man weiss, dass grade die Lebensart der Zürcher beinahe pietistisch langweilig sey: Kein Spektackel (= das Schauspiel); keine öffentlichen Gesellschaftshäuser; nicht einmal gemischte Gesellschaften: Denn obwohl ihnen ihr werther Mitbürger Hans Kaspar Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten gesagt hat, das Weib sey das Öl zum Essig der Mannheit, und man soll beide fleissig untereinander rühren, wenn man

eine schmackhafte Lebenssauce geniessen wolle: So thun sie das doch nicht. Sie sperren ihre Weiber und Töchter ein, wie die Türken; wenn der Mann Gesellschaft zu Hause hat, so verkriecht sich alles Weibliche in die geheimsten Winkel, um ja keinem Eintrettenden in das Gesicht zu kommen; und wenn das Weib ihr Kränzchen hat, so ist es für jede Mannsperson eine eben so grosse Sünde, in das Haus zu tretten, wie in ein türkisches Weiberbad.

Risbecks Umgang war auf einen kleinen Zirkel von einigen Geistlichen eingeschränkt, die an gewissen Wochentagen periodisch zusammen kommen; ihre Pfeife Taback schmauchen, und eitel litterarische und politische Kannegiesserei treiben. Er hielt es in solchen Gesellschaften nicht gar lange aus, und besuchte dann bloss noch das Haus des in jedem Betracht liebenswürdigen Dichter Gessners, der überhaupt zu Ehren der Litteratur für die gelehrten Fremden, mit Steinbrüchel und Meister, die Honneurs von Zürich macht. Denn sonst ist es ein allgemeiner Karakterzug der Schweitzer, dass sie für Fremde, die nicht Guineen und Louisd'or regnen lassen, eine beinahe beleidigende Gleichgültigkeit und Geringschätzung zeigen.»

In Zürich begann Riesbeck seine «Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland . . .». «Indessen hatte seine Gesundheit sehr abgenommen, wozu Melankolie und verschiedene unangenehme kleine häusliche Vorfälle das Ihrige reichlich beigetragen hatten. Er entschloss sich also, noch vor Vollendung der Briefe über Deutschland von Zürich weg und auf ein ganz einsames Landhaus zu ziehen. Diess widerriethen ihm seine Freunde aus dem Grunde, weil ihm gesellschaftlicher Umgang zur Erhaltung seiner Gesundheit und Munterkeit das unentbehrlichste Bedürfnis war. Statt dem Lande schlug man ihm also vor, ein kleines Städtchen zu wählen, wo er die städtische und ländliche Lebensart und Luft im Nothfall miteinander verbinden konnte. Also zog er zu Ende des Monats Januar 1783 nach dem Städtchen Arau, im Kanton Bern, und vollendete dort die Briefe über Deutschland gänzlich . . .»

In Wirklichkeit waren es vor allem die Zusammenstösse mit der Zensurbehörde, die sich gehäuft hatten und die ihn veranlassten, Zürich zu verlassen. Nach einer Intervention französischer Hofkreise wurde Riesbeck regelrecht aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Er spielte sich eben gern als Aufrührer und Enfant terrible auf.

«Die Lebensart der Berner ist um vieles geselliger und munterer als jene der Zürcher», so fährt Pezzl weiter. «Risbeck fand sich also in Arau anfangs wieder ziemlich vergnügt und munter.» Aber «die ersten Zerstreuungen, welche ihm die Abänderung seines Aufenthaltes gewährt hatte, waren nach einigen Monaten wieder vorüber. Nun traten abermals Schwermuth, Unzufriedenheit mit seinem Schicksal und seinem Aufenthalt, und noch andere häusliche Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten ein, und so verwelkte er am 10. Februar», 1786, «im 32-sten Jahr seines Lebens.»

Er starb – um es unverblümter zu sagen – an Tuberkulose. Kein Wunder, dass er seine Aarauer Jahre zuletzt in Elend und Einsamkeit verbrachte, nach einem Leben solcher Art, dass sein Biograph schrieb: «Schade, dass er zu geschwinde lebte und sich dadurch seine Tage zu sehr kürzte.»

Riesbecks Hauptwerk sind «Die Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. An seinen Bruder in Paris», 1783 anonym in Zürich erschienen. Das Buch war beispiellos erfolgreich und wurde vielfach übersetzt. Es hat natürlich ebensowenig mit einem Franzosen zu tun als Montesquieus Lettres persanes mit einem Perser. Der Inhalt wird in einer anregenden und für die Zeitgenossen gewiss auch aufregenden Form geboten. Man bedauert, dass die «Briefe über die Schweitz» zwar geplant, aber nie geschrieben worden sind.

Die «Briefe eines reisenden Franzosen» sind 1967 stark gekürzt (leider, aber unumgänglicherweise) und orthographisch zurechtgerückt (ebenso leider!) im Steingrüben-Verlag, Stuttgart, neu herausgekommen. Nach einem der seltenen Exemplare der ersten Auflage sei ein Beispiel für Riesbecks Gabe der drastischen

und wahrscheinlich etwas übertriebenen Schilderung gegeben, wobei die alte Orthographie gewissermassen den Abstand betone, den wir in verschiedenster Hinsicht von jenen Zeiten haben:

Riesbeck, Seiten 126 bis 127:

Das Eigne eines Bayern ist ein sehr runder Kopf und eine bleiche Gesichtsfarbe. Es gibt mitunter die drolligsten Figuren von der Welt, mit aufgedunsenen Wänsten, kurzen Stampffüssen und schmalen Schultern, worauf ein dicker runder Kopf mit einem kurzen Hals sehr seltsam sitzt, und in diese Form pflegt gemeiniglich der Bayer zu fallen, wenn er mehr oder weniger Karrikatur seyn soll. Sie sind etwas schwerfällig und plump in ihren Gebehrden, und ihre kleinen Augen verrathen ziemlich viel Schalkheit. Die Weibsleuthe gehören im Durchschnitt gewiss zu den schönsten in der Welt. Sie fallen zwar auch gerne etwas dick ins Fleisch, aber dieses Fleisch übertrifft alles, was je ein Maler im Inkarnat geleistet hat. Das reinste Lilienweiss ist am gehörigen Ort wie von den Grazien mit Purpur sanft angehaucht. Ich sah Bauernmädchen so zart von Farbe und Fleisch, als wenn die Sonne durchschiene. Die sind sehr wohl gebaut, und in ihren Gebehrden viel lebhafter und runder als die Mannsleuthe . . .

Seiten 132 bis 134:

Ich komme in eine schwarze (bayrische) Bauernschenke, die in ein Gewölke von Tobakrauch eingehüllt ist, und bey deren Eintritt ich von dem Gelärme der Säufer fast betäubt werde. Meine Augen dringen nach und nach durch den dicken Dampf, und da erblike ich mitten unter 15 bis 20 berauschten Kerlen den Pfarrer oder Kaplan des Orts, dessen schwarzer Rock eben so beschmiert ist, als die Kittel seiner geistlichen Kinder. Er hält gleich den übrigen einen Pak Karten in der linken Hand, und schlägt sie mit der rechten einzeln eben so gewaltig, wie die andern, auf den kothigten Tisch, dass die ganze Stube zittert. Ich höre sie die ab-

scheulichsten Schimpfnamen einander beylegen und glaube sie seyen im heftigsten Streit begriffen. Endlich schliesse ich aus dem Gelächter, welches das Schimpfen und Fluchen bisweilen unterbricht, dass alle die Sauschw. . . nze, Hundsschw. . . nze u. dgl. m. eine Art von freundschaftlichen Begrüssungen unter ihnen sind. Nun hat jeder 6 bis 8 Kannen Bier geleert, und sie fodern nach einander vom Wirth einen Schluk Brandtewein, um, wie sie sagen, den Magen zu schliessen. Der gute Humor verlässt sie, und nun seh ich auf allen Gesichtern und in allen Gebehrden ernstlichere Vorbereitungen zu einem Streit. Dieser fängt an auszubrechen. Der Pfarrer oder Kaplan giebt sich vergebens Mühe, um ihn zu unterdrücken. Er flucht und wettert endlich so stark als die andern. Nun pakt der eine einen Krug, um ihn seinem Gegener an den Kopf zu werfen, der andre lüftet die geballte Faust, und der dritte tritt die Beine aus einem Stul, um seinem Feind den Kopf zu zerschlagen. Alles schnaubt nach Blut und Tod. Auf einmal läutet die Abendglocke. «Ave Maria, ihr Sauschwänze, . . .» schreyt der Pfarrer oder Kaplan; und alle lassen die Werkzeuge des Mordes aus den Händen fallen, ziehn die Mützen vom Kopf, falten die Hände, und bethen ihr Ave Maria. So wie aber das Gebeth zu Ende ist, werden sie alle von der vorigen Wuth wieder ergriffen, die nun um so gewaltiger ist, da sie auf einen Augenblick aufgehalten worden. Die Krüge und Gläser fangen an zu fliegen; ich sehe den Pfarrer oder Kaplan zu seiner Sicherheit unter den Tisch kriechen, und ich ziehe mich in das Schlafzimmer des Wirths zurück.

Ähnliche Auftritte findest du auch in den Landstädten unter den Bürgern, Beamten, Geistlichen und Studenten. Alles begrüsst sich mit Schimpfnamen; alles wetteifert in Saufen, überall steht neben der Kirche eine Schenke und ein B. . .

Was uns heute besonders wertvoll und köstlich dünkt, ist Riesbecks (und auch Pezzls) Stellung zur Sturm- und Drangzeit, die in vielerlei Beziehungen an die augenblicklich herrschende Literatur erinnert. Die rund um 1750 geborenen Schriftsteller er-

lebten ziemlich genau zwischen 1770 und 1780 einige wilde Jahre. Vorausgegangen war die Aufklärung. Wie ein Erwachen aus dumpfem Traum zu lichtem Bewusstsein, so erschien sie ihren Verfechtern. Das Gespenst des Aberglaubens wurde in das Dunkel zurückgescheucht, der Mensch auf sich selbst gestellt, die blosse Autorität und das Übernatürliche zurückgewiesen, die Moral auf Psychologie gegründet. Aber trotz dem Wirken eines Lessing wurde weniger aufgebaut als verneint und niedergerissen. Die Aufklärung glaubte auch gar zu einfach, die Welträtsel lösen zu können.

Und so forderte neben der Vernunft bald wieder das Herz sein Recht. Um und nach 1750 trat Rousseau mit seinen rasch aufeinanderfolgenden Schriften als Verfechter des Herzens auf. Er rief die Menschen aus der Gegenwart mit ihrer Unfreiheit, ihren Konventionen, ihrer dumpfen Gedrücktheit und ihrem Hohn auf menschliche Würde und Gerechtigkeit zur reinen, unverfälschten Natur zurück. Die unklare, verschwommene Sehnsucht nach Natur und Naturgemässheit brachte er in ein System, das äusserlich logisch scharf schien, in Wirklichkeit den heissen Pulsschlag der Leidenschaft verriet.

Der Fieberrausch, in dem Rousseau lebte und schrieb, erfasste auch die deutsche Jugend ... Und so begann die literarische Revolution der Sturm- und Drangzeit oder der Periode der «Originalgenies».

Lavater deutet das Wort Genie in seinen physiognomischen Fragmenten 1775–1778, und zwar auf eine Weise, die zugleich den Stil dieser Genies kennzeichnet: Er preist sie als «Lichter der Welt, Salz der Erde, Substantive in der Grammatik der Menschheit, Ebenbilder der Gottheit, Menschengötter, Schöpfer, Zerstörer, Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, Dolmetscher der Natur, Propheten, Priester, Könige der Welt... Nenn's Fruchtbarkeit des Geistes, Unerschöpflichkeit, Quellgeist, Urkraft, Elastizität der Seele – oder nenn es schlechtweg nur Erfindungsgabe, Instinkt, allemal bleibt das gewiss: Das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, Unnachahm-

bare, Göttliche, Inspirationsmässige ist Genie. Genie blitzt, Genie schafft, Genie veranstaltet nicht, wie es nicht selbst veranstaltet werden kann, sondern ist. Offenbarung ist der Charakter des Genies, Momentaneität, Erscheinung, Gegebenheit, wenn ich so sagen darf, was wohl geahnt, aber nicht gewollt und begehrt werden kann ... Alles Genie ist Übernatur, Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent, Selbstleben. Sein Weg immer Weg des Blitzes oder des Sturmwinds oder des Adlers.»

Und solche Genies gab es damals massenhaft: Als Vorbereiter mögen Hamann und Herder (*1744) gelten. Goethe mit seinem «Götz von Berlichingen» (1771; neu gestaltet 1773) wollte die Regelfresser verhöhnen. Die Erscheinung des Werkes wirkte wie ein Naturereignis, das alles Hergebrachte aufrührte und erschütterte. Er gab das Zeichen zur «Shakespearomanie». Stürmer und Dränger waren auch Stolberg, Heinse, Leopold Wagner, Lenz, Klinger, von Gerstenberg, Ugolino. Lenz (*1751) liess besonders deutlich erkennen, dass genialische Gebärden noch keine Genialität ergeben. Der Parnass wird nicht mit Grossmannssucht erstürmt, ein Talent kann nicht künstlich zum Genie gesteigert werden. Lenz sagte allen dramatischen Regeln den Krieg an. Das wildeste Durcheinander der Szenenfolge galt ihm als Ideal. Klinger (*1752), von dessen Schauspiel «Sturm und Drang» die Bezeichnung für die ganze Epoche herrührt, nannte seine Dramen selbst «Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmutes». Er schilderte «tugendhafte Ungeheuer» oder «edle Canaillen», d. h. Menschen, die durch ein Verbrechen aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, aber im Herzensgrund doch edle Seelen und Naturen sind.

Die verschiedensten Persönlichkeiten mit weit abweichenden Zielen und Absichten fanden sich in Sturm und Drang zusammen, einig nur in der Ansicht, dass sie berufen seien, einzig aus dem Grunde ihrer aufgeregten, stürmenden Seele schöpfend, eine grosse, «originale» Kunst zu schaffen und die Welt zu reformieren; einig auch darin, dass man auf die «Urpoesie» zurückgehen und aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit der

Natur eine neue menschliche Gesellschaft schaffen muss. Sie verwendeten dunkle Worte, dunkle Begriffe, die oft von einem richtigen Gefühl ausgingen, aber einstweilen den meisten der Stürmer selbst nicht klar wurden. So segensreich die reinigenden Frühlingsstürme für die deutsche Literatur waren, so verderblich wurden sie dem grössten Teil jener, die sie erregten. Wer nicht ganz fest auf den Füssen stand, verlor auf die Dauer leicht gänzlich den Boden und verstieg sich in phrasendonnerndes Kraftmeiertum, in genialische Absichten, zu denen die Leistungen dann in keinem Verhältnis standen.

Eine Weile schien auch Riesbeck nach dem Zeugnis von Pezzl vom Geniewesen erfasst worden zu sein:

«Gegen das Ende von Risbecks Studier-Jahren fieng sich in Deutschland die Epoche des Geniewesens, und jener borstigen ungekämmten, kraftgefühlvollen Kalibanen (Kaliban: Grobsinnlicher Fischmensch in Shakespeares Drama ‹Der Sturm›) an, welche die eisernen Fesseln der Regel zermalmten, bloss mit der Natur buhlten, und im Rausch der wildesten Gährung jene Missgeburten zeugten, die unter dem Namen Göz von Berlichingen, der Hofmeister, Sturm und Drang, die Kindermörderin, Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten auf den Bühnen und in den Buchläden spukten, nun aber glücklicher Weise meist wieder vergessen sind. Der Zufall hatte die Väter jener Geniekinder in die Nachbarschaft von Höchst versezt; und so machte Risbeck persönliche Bekanntschaft mit Wolfgang Göthe, Max Klinger, Johann Michael Lenz, und Heinrich Leopold Wagner. Sein empfänglicher Kopf konnte sich der nahen Glut unmöglich erwehren, fieng ebenfalls Feuer; und so schwärmte er einige Zeit in Frankfurt, Hanau, Darmstadt usw. usw. herum, machte Balladen, Mord- und Gespenster-Geschichten, und trieb Geniewesen.

Man weiss, dass es einer der ersten Glaubensartikel in der Liturgie jener Genies war, alle bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, alle ordentlichen Beschäftigungen und Ämter zu vermaledeien. Ihre Schwungkraft ertrug keine poli-

tische Fessel, keine Amtspflichten, keinen gefühllosen mechanischen Dienst, der seinen Mann ehrlich und rechtlich nährte: sie flohen und schimpften diese Lebensart.

Bei Risbecken muss dieser hohe Paroxismus doch nicht sehr lange in seiner ganzen Stärke angehalten haben, ob er ihm schon eine Falte eindrückte, die er sein ganzes Leben hindurch nie wieder ganz zu verwischen vermochte.»

Riesbeck hat also in sich das Geniewesen überwunden. In seinem Hauptwerk verurteilt er die Zeit des Sturmes und Dranges:

«Schon zu Strassburg erfährt man, wenn man die deutsche Sprache versteht, dass Deutschland seit einigen Jahren mit einer Art von Theaterwuth befallen ist. Da werden die Buchläden von Zeit zu Zeit mit einem ungeheuern Schwall von neuen Schauspielen, Dramaturgien, Theateralmanachen, Theaterkroniken und Journalen überschwemmt, und in den Katalogen neuer Bücher nehmen die Theaterschriften allzeit richtig den dritten Theil ein. Ich halte selbst das Dramatisiren für die höchste Stufe der Dichtkunst, so wie das Geschichtemalen für den edelsten Theil der Malerey. Es soll uns den edelsten Theil der Schöpfung, den Menschen in seinen mannichfaltigen Verhältnissen am anschaulichsten und mit der grössten Wahrheit darstellen. Aber die Art Menschen, welche jezt in den meisten deutschen Schauspielen herrscht, findet man unter dem Mond höchst selten, und wenn hie und da einer von dieser Art von ohngefähr erscheint, so nimmt die Polizey des Orts, wenn eine da ist, gewiss die Versorgung desselben über sich, und thut ihn ins Toll- oder Zuchthaus.

Stelle dir vor, lieber Bruder, die jezigen Lieblingskaraktere des dramaturgischen deutschen Publikums sind rasende Liebhaber, Vatermörder, Strassenräuber, Minister, Mätressen und grosse Herren, die immer alle Taschen der Ober- und Unterkleider voll Dolche und Giftpulver haben, melancholische und wüthende Narren von allen Arten, Mordbrenner und Todtengräber. Du glaubtst es vielleicht nicht, aber es ist die Wahrheit, dass ich dir über zwanzig Stücke nennen kann, worinn verrückte Personen

Hauptrollen spielen, und der Dichter seine Stärke in der Schilderung der Narrheit gesucht hat. Und was sagst du, wenn ich dich auf meine Ehre versichere, dass das deutsche Publikum, welches ich bisher zu kennen die Ehre habe, gerade die Stellen am stärksten bewundert und beklatscht, wo am tollsten geraset wird? Man hat Stücke, worinn die Hauptperson alle 12 bis 15 mitspielenden Personen der Reihe nach umbringt, und sich dann zur Vollendung des löblichen Werkes den Dolch selbst in die Brust stösst. Es ist ausgemacht, dass die Stücke den meisten Beifall haben, worinn am häufigsten geraset und gemordet wird, und verschiedene Schauspieler und Schauspielerinnen konnten mir nicht genug beschreiben, was sie für Noth hätten, um auf verschiedene neue Arten sterben zu lernen. Es kommen Stellen vor, wo Leuthe unter abgebrochenen Reden und anhaltenden Konvulsionen eine halbe Stunde lang in den lezten Zügen liegen müssen; und das ist doch wahrlich kein geringes Stück Arbeit, einen solchen Tod gehörig zu souteniren. Du solltest nur manchmal eine deutsche Schaubühne sehn, wo 4 bis 5 Personen auf einmal auf dem Boden liegen, und der eine mit den Füssen, der andere mit den Armen, der mit dem Bauch, und jener mit dem Kopf seinen Todeskampf ringt, und das Parterre unterdessen jede Zuckung der Glieder beklatscht.

Nach den Rasenden und Mördern behaupten die Besoffenen, die Soldaten und Nachtwächter den zweyten Rang auf der deutschen Bühne. Diese Personagen entsprechen dem Nationalkarakter zu sehr, als dass sie einem deutschen Zuschauer auf der Bühne nicht willkommen seyn sollten. Aber warum der phlegmatische Deutsche, der zu stürmischen Leidenschaften, zu rasenden Unternehmungen, zu starken tragischen Zügen so wenig Anlage hat, so verliebt in die Dolche, Giftmischereyen und hitzige Fieber auf dem Theater ist, das konnte ich mir anfangs so leicht nicht erklären.

Auf der Seite des Publikums mag wohl der Mangel an mannichfaltigern Kenntnissen des bürgerlichen Lebens und an geselligem Umgang eine Ursache davon seyn . . . Auf der Seite des Dichters

hat diese tragische Wuth verschiedene Ursachen. Die meisten der jeztlebenden deutschen Schauspielschreiber haben das mit dem übrigen Pöbel gemein, dass sie die Fugen und das Spiel des bürgerlichen Lebens gar nicht kennen. Viele derselben sind Studenten, die noch auf der Schule sitzen, oder soeben davon zurückgekommen sind, und das Schauspielmachen zu ihrem Metier erwählt haben. Da schmauchen sie ohne alle Weltkenntnis hinter ihrem Ofen, phantasieren sich in die Tobakwolken eine Riesenwelt, worinn sie als Schöpfer handeln können, wie es ihnen beliebt, und ihren Kreaturen keine Schonung, keine Ausbildung, keine Polizey und keine Gerechtigkeit schuldig sind. Da ist es nun kein Wunder, dass aus diesen Wolken so viele Menschen ohne Köpfe, und so viele Unmenschen mit Köpfen herausspringen. Sie suchen die tragische Stimmung des Publikums zu benutzen, um mit der grössten Leichtigkeit ihr Brod zu gewinnen; denn ohne auch das willkürliche Abentheuerliche in Anschlag zu bringen, so ist es doch allzeit leichter eine Tragödie, als eine Komödie von gleicher Güte zu machen.

Ein anderer Theil dieser Kothurnaten lässt sich von dem herrschenden Geschmack verführen. Da trat vor einigen Jahren ein gewisser Göthe, den du ohne Zweifel nun aus einigen Übersetzungen kennst, mit einem Stück auf, das seine sehr grossen Schönheiten hat, aber im Ganzen das abentheuerlichste ist, das je in der Theatherwelt erschienen. Ich brauche dir weiter nichts zu sagen, um dir einen Begriff davon zu geben, als dass der Bauernkrieg unter Kayser Maximilian mit brennenden Dörfern, Zigeunerbanden und Mordbrennern mit den Fackeln in der Hand auf die anschaulichste Art vorgestellt wird. Es heisst Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, und hat verschiedenen Versuchen ungeachtet zum grossen Leidwesen des deutschen Publikums noch nicht auf das Theater gebracht werden können, weil die häufigen Veränderungen der Scenen, die erstaunlich vielen Maschinen und Dekorationen zu viel Aufwand erfodern, und zwischen den Auftritten gar zu lange Pausen verursachen. Göthe ist wirklich ein Genie. Ich hab' einige andre Theater-

stücke von ihm gelesen und aufführen gesehen, worinn man sieht, dass er die Menschen, die wie er auf ihren zwey Beinen gehn, in dem alltäglichen Leben so gut zu behandeln weiss, als die, welche auf dem Kopf stehn. Mit Vergnügen sah ich sein Erwin und Elmire, eine sehr niedliche Operette, und seinen Klavigo, ein Trauerspiel, wozu unser Beaumarchais, wie du weisst, den Stoff gegeben. Dieses hat zwar auch seine starken Ausschweifungen; aber einem Genie ist alles erlaubt. Nun drängte sich ein unzähliger Schwarm von Nachahmern um den Mann. Sein Götz von Berlichingen war ein magischer Stab, womit er einige hundert Genies auf einem Schlag aus dem Nichts hervorrief. Stumpf gegen die wahren Schönheiten des Originals suchten die Nachahmer ihre Grösse darinn, die Ausschweifungen desselben treulich zu kopieren. Im Götz von Berlichingen wird mit jedem Auftritt das Theater verändert. Ein gutes Stück musste also nun der Reihe nach wenigstens eine ganze Stadt durchlaufen, von der Kirche an, durch die Rathsstuben, Gerichtshöfe, über die Marktplätze, bis zur Wahlstatt. Da Göthe etwas verschwenderisch mit den Exekutionen umgieng, so wimmelte es nun in der deutschen Theaterwelt von Scharfrichtern. Shakspear, den Göthe, vermuthlich bloss aus Laune, oder vielleicht in der guten Absicht, um seine Landsleute auf diesen grossen Dichter aufmerksamer zu machen, in seinem Götz zum Muster genommen, Shakspear war nun der Abgott der deutschen Theaterdichter; aber nicht der Shakspear, welcher dir die Menschen wie Raphael in jeder augenblicklichen Stimmung, in allen Nuanzen der Handlungen, mit jeden Bewegungen der Muskeln und Nerven, mit jeder Schattierung der Leidenschaften, mit aller möglichen Wahrheit darstellt; sondern der Shakspear, welcher aus Mangel einer Bekanntschaft mit andern Originalien und einer gehörigen Ausbildung, sich mit aller Gemächlichkeit seiner Laune überliess, mit Flügeln seines Genies über Jahrhunderte und über ganze Weltkreise wegflog, und sich im Gefühl seiner vorschwebenden Gegenstände um keine Einheiten, und um keinen Wohlstand kümmerte. Ein Geschichtmacher kann unendlich stark im Aus-

druck einzelner Personen oder Parthieen seyn, und die anständige Zusammensetzung, das, was man Haltung heisst, und verschiedene andre Dinge vernachlässigen; aber wenn sein Schüler in Nachahmung dieser Nachlässigkeit seine Stärke sucht, so ist er wahrhaftig zu bedauern . . .

In der deutschen Sprache machte dieser verdorbene Geschmack eine merkwürdige Revolution. Wenn man die Schriften eines Gessners, Wielands, und Lessings liesst, so sieht man, dass die Sprache im Gang zu ihrer Ausbildung war, und nach und nach die Ründung und Politur bekommen haben würde, die zu einer klassischen Sprache unumgänglich nöthig ist. Aber den neugeschaffenen Geniees war es nicht genug, in ihrer erzwungenen Wuth einzle Wörter zu verstümmeln; sondern sie giengen mit ganzen Perioden eben so grausam um. Alle Verbindungswörter wurden abgeschaft und alle Gedankenfugen getrennt. In vielen neuern Schriften stehn die Sätze alle wie unzusammenhängende Orackelsprüche da, und man findet keine Unterscheidungszeichen darinn, als Punkten, und ! ! ! und? ? ? und – – –. Jeder wollte sich zu seinen anmasslichen Urideen auch neue Wörter schaffen, und du müsstest dich krank lachen, wenn du gewisse literarische Produkten Deutschlands, die von vielen für Meisterstücke gehalten werden, kennen solltest.»

*

Tod und Beerdigung Riesbecks hatten noch zwei Nachspiele: In Nr. 144 des Ratsmanuales der Stadt Aarau 1785–87 lesen wir auf Seite 157 unter dem Datum vom 15. Februar 1786: «Mein Herr (gemeint ist der Schultheiss) relatierte (= teilte mit): Es seye bekanntermassen dieser Tagen Herr Kaspar Riesbek von Höchst im Maynzischem allhier verstorben und auch begraben. Tags nach seinem Hinscheid dann seye Herr Dr. Pfleger zu ihme, meinem Herrn Schultheiss, gekommen und habe begehrt, dass dessen Verlassenschaft obsigniert (=versiegelt) werde und zugleich für eine Ansprach von in ca. Gl. 70 (= für eine Forderung

von zirka 70 Gulden) einen Arrest verlangt. Ersteres seye schon vorher durch die Hand des Stadtschreibers geschehen, den Arrest dann habe er ihme auf seine Gefahr und Kösten hin bewilliget. Nun frage sich, ob irgendwohin zu schreiben oder sonst etwas vorzukehren seye. Auf den Rapport aber, dass schon privatim in sein, Herrn Riesbeks sel., Heimath geschrieben worden, wollen meine Herren abwarten, was weiters geschehen werde.»

Der Arzt Dr. Joh. Heinrich Pfleger († 1824) war der Sohn eines Messerschmiedes, der bemerkenswerterweise Daniel Pflege*l* hiess und der sich erst von 1758 an Daniel Pfleg*er* nannte.

Die Angelegenheit wurde offenbar zufriedenstellend erledigt; wenigstens ist keine weitere Bemerkung im Ratsmanual zu finden.

Wichtiger war folgendes (S. 200 des Ratsmanuales, 12. 5. 1786): «Es geschahe ein Anzug: es befinde sich in verschiedenen teutschen Zeitungsblätteren ein Artikel, als wenn der Körper des im Hornung letzthin allhier verstorbenen Herrn Kaspar Risbek von Höchst aus Erkanntnuss des aus Messerschmieden zusammengesezten Stadtmagistrats zu Aarau auf dem Schind-Anger verscharret worden, welche grobe Beschimpfung hiesigen Orts nothwendig einer Wiederlegung bedörfe, so wie dann auch die Stadt durch den Verfasser des oberrheinischen Hinkebotts in Kehl zur Rechtfertigung aufgefordert worden seye. Da dann meine Herren dem Herrn Gerichtsschreiber Hunziker, Herrn Hauptmann Seiller und Stadtschreiber die ganze Sache übergeben und anheimgestellt, um mit Zuzug Herrn Hauptmann Meyers alles nöthige zur Ehre und Rechtfertigung der Stadt vorzukehren und in die Zeitungen einruken zu lassen und meinen Herrn seiner Zeit alle darüber gehenden Kösten zu verrechnen.»

Die Bemerkung über den aus Messerschmieden zusammengesetzten Stadtmagistrat war ausgesprochen boshaft. Die Aarauer Messerschmiedekunst blühte auf Anregung von Basel um 1650 gewaltig auf. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden 80 Meister gezählt, für die kleine Stadt eine unglaublich grosse Zahl; aber grade nach 1750 brach ein Verhängnis über diesen

Beruf herein. Schon 1764 wurden an Bern nur noch 34 Meister gemeldet. Um 1786 waren es wahrscheinlich noch bedeutend weniger. Der Stadtmagistrat war also kaum mehr bloss aus Messerschmieden und damit, nach der Meinung des Schreibenden, aus ungebildeten Handwerkern zusammengesetzt.

Die Kommission, die gebildet wurde, umfasste tüchtige Männer. Hauptmann Meyer war der heute noch berühmte und berühmenswerte «Vater Meyer» (*1739, also damals 47jährig). Sie arbeitete prompt und tüchtig und widerlegte die Behauptung, die wahrscheinlich ihren Grund darin besass, dass Riesbeck als fremder Katholik in einer reformierten Stadt gestorben war: 19. 5. 1786, S. 204. «Die zur Abfassung einer Gegenpublication wegen Herrn Risbeks sel. Tod und Begräbdnuss verordneten Herrn (S. 200) legten solche meinen Herren zur Communication auf, da dann Woldieselben diesen Concept völlig genehmiget und allen hiermit bemüth gewesenen Herren hierfür den verbindlichsten Dank erstatten lassen.»

Und damit war der Ruf Aaraus offenbar wieder einmal gerettet. *Charles Tschopp*

*

Zum Schlusse ist es mir noch ein dringendes Anliegen, Herrn Archivar Dr. Boner für seine mannigfaltige Hilfe bei diesem Artikel bestens zu danken. *T.*